

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 36 (1932-1933)  
**Heft:** 21

**Artikel:** Erze  
**Autor:** Trabold, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672075>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

die Nebentüre auf, und man brachte den Stubenwagen mit dem soeben erwachten Kindchen. Seine Augen wetteiferten mit dem Blau der Enziane, seine zarte Haut mit den rosafarbenen Rosen. Ein Schimmer von Freude, Glück und Heiterkeit umgab jenes Kindchen. Deine liebe Mutter setzte es behutsam auf ihren Schoß und schaute es lange, lange an. Und dabei stieg ihr ein heißes Sehnen nach einem solchen kleinen, rosigem Menschlein in die Brust. Sie würde es, so rosig, strahlend und unbeholfen, mit ganzer Kraft lieben und hegen... Und gegen Abend, als wir auf dem stillen Heimweg waren, hat deine Mutter ihre neue Sehnsucht dem Vater anvertraut. Und dieser hat gelächelt, und so wußtest du...

Der Sommer und der Herbst vergingen. Der böse Winter kam und brachte eine heimtückische Krankheit in das Haus unserer Freunde. Und

das gesunde Kindchen, dessen Augen tiefer als das Blau des Enzians strahlten, sank, einige Tage nach seinem Geburtstag, in viele Blumen eingebettet, für immer still, in den weichen Februarsthnee... Mir war, als hätte ich dich selber verloren... Das waren traurige Tage und Nächte, wir konnten nicht verstehen, wie das hatte geschehen können. Noch immer sehen wir das gesunde, rosige Mädchen vor uns.

Du sollst auch so werden, so lieb, strahlend, heiter. Nur eines hoffen wir, daß du uns erhalten bleibst, daß die schwarzen Schatten gnädig an dir vorbeiziehen mögen. Wieviel Glück, welche Dankbarkeit durchzieht mein Herz, wenn ich dich so selig schlummernd weiß. Die Geranienblüte spendet ihr freudiges Licht dem Mittag entgegen; wir beide wollen ihm vertrauen, ruhig vertrauen...

### Kinderbesuch.

Das lacht und singt und hüpfst und springt  
Durchs Haus, voll Jugendlust!  
Erinn'rung kommt, und froh durchdringt  
Es deine eigne Brust —  
Jetzt stehn sie heitern Blicks vor dir,  
Die Wangen rosig, ohne Zier.

Schnell fliegt die Zeit — und traurig leer  
Wird dir's im stillen Haus.  
Verlaß'nes Spielzeug liegt umher;  
Du trägst es leis hinaus...  
Und Trän' um Träne tropft hinein  
In den heut neu erstand'nen Schrein.

In dem vergess'nen alten Schrein  
Suchst alles du herzu.  
Erwartungsvoll schaun sie hinein — —  
Aus ist's mit aller Ruh!  
Und deiner eignen Kindheit Spiel  
Tönt durch den Raum... 's wird fast zu viel.

H. Voßhard.

### Erze.

Von Rudolf Trabold.

Als ich das erstemal ins Museum kam, da zogen mich besonders die ausgestopften Tiere an, vor allem der Elefant. Man hatte uns erzählt, weil das Tier so dickhäutig sei, brauche man eine Kanone, um es zu töten. Das imponierte mir gewaltig. Beim zweiten Besuche der naturhistorischen Sammlungen hörte ich einem Herrn zu, der vor den Vitrinen mit Mineralien einem Knaben erklärte, wo das Gestein und die Kristalle zu finden seien. Von Grotten, Höhlen, unterirdischen Hallen sprach er, nannte fremde Länder, unbekannte Gebirge. Mit Worten redete der Herr, die ich meist nicht verstand, die mir aber wunderbar klangen, die Phantasie gewaltig erregten. Eine Zauberwelt aus glitzernden Kristallen und funkeln den Erzen entstand vor meiner Einbildungskraft. „Erze“, klang es mir in

den Ohren. Wunderbares Wort. Es gaukelte mir neue Begriffe, die seltsamsten Empfindungen vor. Erze! Alles, was da leuchtete, flamme, sprühte war für mich „Erz“. — Lesen konnte ich noch nicht, denn eben begann ich erst die Schule zu besuchen. Die Zettel mit den Namen bei den Steinen betrachtete ich wohl mit ehrfurchtsvoller Scheu, doch blieben sie mir Hieroglyphen. Viel eindringlicher sprach zu meiner Phantasie die Farbe der Kristalle, der Schimmer der Gesteine. Unterirdische Grotten, Rämmern, Hallen schuf ich mir, die Wände und Decken flimmernd in „Erz“. —

Nachdem ich die ganze Zeit nur vor dieser Steinivitrine zugebracht, rannte ich endlich die Stadt abwärts, in mein Quartier, um den Spielgenossen von den Erzen zu erzählen. Ich

überzeugte sie bald, daß es nichts Wundervolles geben könne als Erz, in unterirdischen Grotten und Hallen. Wir gingen auch sofort an die Märe, um dort im angeschwemmten Geschiebe nach Erzen zu suchen, denn das „Maregrien“ war unsere Welt voll unerschöpflicher Schätze. Wir erkannten bald in jedem schimmernden oder farbigen Stein kostbares Erz. Wir überboten uns im Entdecken der seltensten Dinge. Die Hosentäschchen, die Taschentücher, die Schürzen wurden gefüllt und der Schatz an sicherem Ort geschleppt.

Der Samstagnachmittag war schulfrei. Jemand etwas hielt meine Eltern vom Hause fern. Ich hatte einen Plan, und der konnte nun zur Ausführung gelangen: Unsere Hinterstube und die Laube sollten zum Museum umgewandelt werden. Die Bänke, Stühle, Tische, Kommoden, Kästen, Kisten und Gesimse wurden mit den Steinen belegt. Die „Erze“ waren mit Schweinefett derart behandelt worden, daß sie den herrlichsten Effekt hervorriefen. Alle Visitkarten, die aufzutreiben waren, dienten als Namenszettel für jeden Stein — ganz wie im Museum. Nun geschah noch etwas: Miggeli, mein Busenfreund, Sohn des Lithographen nebenan, kam mit einer Schachtel. Die enthielt die Mineraliensammlung seines Vaters. Miggeli hatte sie im letzten Moment ungesiehen erwischen können. Mit diesen Erzen sollte unsere Ausstellung den höchsten Glanz bekommen. Eingebettet auf Watte, lagen die „Erze“, die ich als Kenner mit Gold, Silber, Diamant, Rubin, oder Kurzweg Edelstein bezeichnete. Über ein kleines Täschchen breitete ich rotes Fahnenstück, legte Miggelis Schätze darauf, daß sie wie Juwelen glänzten.

Unten in der Gasse warben meine Freunde für die Ausstellung. Die Neugierigen kamen bald, zahlten 1—2 Rappen oder 5—10 Hosenknöpfe. Wer über Soldatenknöpfe aus Messing und Kupfer verfügte, der bekam zum Abschied einen schönen Stein mit dem dazugehörigen Visitkärtchen. Ich hatte mich mit bunten Tüppen kostümiert und hielt nun, so wie ich es auf der Messe bei den Schaubuden gelernt, eine Preis- und Lobrede auf die Erze, auf die absonderlichen Dinge in der Unterwelt, wo es in Färbchen glüht und von Geschmeide blitzt.

Miggeli stand an der „Kasse“, denn auf dieses Amt hatte er Anrecht als Besitzer der Herrlichkeiten am roten Täschchen. Der Erfolg blieb nicht aus, die Besucher erschienen, zahlten mit Knöpfen, Einern und sogar Zweiern. Ich schwadronierte aus Leibeskräften in meinem Erzdusel. — Aber schon wurde dem ein jähes, unerwartetes Ende bereitet, da die kleine Emmi herangestürzt kam und schrie:

„Ruedy! Dein Vater kommt! Er ist schon drunter!“

Ehe ich mich zurückgefunden in die Wirklichkeit, hörte ich schon die mir und allen anderen wohlbekannte Stimme des Vaters, der die Stiege heraufkam. Ahnend, daß ich wieder etwas angestellt, wetterte er schon auf der Treppe und zwar auf französisch, denn er war ja ein Walliser. Die Kinder hatten eine heillose Angst vor dieser Stimme, die wie Trompetenstöße die französischen Kraftausdrücke hinausschmetterte. Miggeli nahm schnell die Kasse und stob dann mit den anderen davon. Seine Erze und Kristalle ließ er schmählich im Stich. Vom Stiegenhaus dröhnte es:

„Nom de tonnerre de tonnerre! Oh, les diables! Ah, les salauds! Est-ce que c'est possible! Toute la rue chez moi! Nom de nom, ces salauds de gosses! Ces sacrés salauds de gosses!“

Im Nu hatte ich Miggelis Erze in die Schachtel gepackt. Nun stand der Vater vor mir, zauzte an meinem Gesicht. Ich schrie natürlich mörderisch, obwohl ich keinen Schmerz verspürte, denn der Vater tat mir nie weh, er hatte mich viel zu gerne, denn ich war von seinen zehn Kindern der Nesthöck, alle Strenge hatte er an die älteren Geschwister verschwendet. Je mehr er rief: „veux tu te taire, crapaud!“, umso lauter jammerte ich, denn der Barbar schmiß all das herrliche Ge-stein auf den Boden, stieß es mit den Füßen von sich, schleuderte sogar Steine aus dem Fenster in den Garten, fegte meine Schätze hinaus, daß sie die Treppe hinunter hagelten.

Mit Miggelis Schachtel unter dem Arm, jammern: „Meine Erze, meine Erze,“ eiste nun auch ich davon, sammelte auf der Stiege, was noch zu retten war, und weinte heiße Tränen dabei.